

Mit Simonetta Sommaruga spielt sie im Duett – im Bundeshaus kämpft sie weitestgehend allein für die Kultur. Bild: Jasmin Marte

Sie übt morgens um 4.30 Uhr im Bundeshaus

Estelle Revaz denkt wie eine Politikerin und hört zu wie eine Musikerin. Seit 2023 sitzt die Cellistin im Nationalrat – und führt ein aussergewöhnliches Doppelleben.

Kathrin Signer

Im Leben von Estelle Revaz herrscht permanente Aufbruchsstimmung. Wenn sie nicht gerade irgendwoher kommt, muss sie demnächst irgendwohin. Länger als drei Tage hält es die 37-Jährige selten an einem Ort, wobei sie die Bahngleise ebenso häufig wechselt wie die Berufswelten. Will man Revaz eine Stunde ihrer Zeit abtrotzen, tut man das am besten dort, wo selbst die Allergeschäftigsten eine Pause einlegen müssen: beim Umsteigen.

Schon von Weitem ist Revaz auf Gleis 1 am Lausanner Bahnhof an ihrem Cellokoffer zu erkennen, den sie seit drei Jahren auch regelmässig nach Bundesbern trägt. Als politische Quereinsteigerin gewann Revaz 2023 überraschend einen Sitz im Nationalrat und politisiert seither im Parlament für die Sozialdemokraten (SP) und für den Kanton Genf. Parallel dazu, und freilich nicht «nebenher», spielt sie als Solistin 80 Konzerte pro Jahr. Demnächst erscheint ihr siebtes Album beim Label Solo Musica.

Der Preis, den sie für die Zweigleisigkeit bezahlt, ist hoch. Wer mehr als ein berufliches Leben führt, hat schlicht keine Zeit mehr für ein privates. «Niemand vor mir hat ein parlamentarisches Mandat neben einer internationalen Musikkarriere ausgeübt», sagt Revaz, als wir uns in das nächstgelegene Café setzen. «Das heisst nicht, dass es nicht möglich ist.»

Anderthalb Stunden hat sie, bis die nächste Verbindung sie nach Champoussin im Wallis bringt. Die Zeit im Zug ist für parlamentarische Arbeiten reserviert oder für die 2441 ungelesenen Mails im Postfach. An der Endstation steigt sie wiederum als Cellistin aus. So dicht getaktet ist ihr Alltag, dass zwischen ihre beiden Mandate zuweilen kaum eine halbe Nacht Schlaf passt. Für die Wochen während der ordentlichen Sessionen in Bern hat sie dafür eine Sondergenehmigung erwirkt: Um 4.30 in der Früh darf Revaz das Licht im Bundeshaus anknipsen. Vier Stunden bleiben ihr so zum Üben in einem der Sitzungszimmer. Dann legt sie das Cello beiseite und streift sich den Parlamentarierinnenkittel über. Auch da gehe es schliesslich vor allem darum, den richtigen Ton zu treffen.

Während der Anfangszeit im neuen Amt begegnete sie Skepsis mit strategischer Selbstironie und bezeichnete sich selbst als «La Saltimbanque», als Gauklerin. Wobei die Erfolge ihrem Charme in nichts nachstanden: Bereits mit ihrer ersten eingereichten Motion zur Armutsbekämpfung gewann sie die Mehrheit in beiden Kammern und den Respekt der Kollegen.

Auch SVPler gehen zur Oper – die Prekarität sehen sie nicht

Dass auch Kulturfernes auf ihrer Agenda steht, ist dabei nur konsequent. Denn Musik kann zwar als sozialer Kitt wirken, echte Chancengleichheit ist hingegen keine Gefühlssache. Revaz macht keine Unterscheidung, an welcher Front sie kämpft: «Ich verteidige meine Werte auch mit dem Cello», sagt Revaz und hält lauernd inne, als wappne sie sich für eine Gegenrede. Denn auch darauf wäre sie bestens vorbereitet: Für den gesellschaftlichen Stellenwert eines Streichinstruments trat sie schliesslich schon ein, bevor aus der Musikerin eine Milizpolitikerin wurde.

Anstoss dafür gab die Erfahrung, wie schnell die Kultur während der Covid-Pandemie zur Nebensache erklärt wurde. «Der Staat beschloss, dass Menschen wie ich nicht nötig sind. Wir waren nicht systemrelevant. Dabei haben alle Kultur gefressen», sagt Revaz und erzählt, wie sie sich kurz entschlossen in die Politik hineintelefonierte, National- und Ständeräte aller Parteien aufscheuchte, um eine Kulturkoalition zu bilden. Mit ihrem Effort trug sie tatsächlich einen wesentlichen Teil dazu bei, dass Kulturschaffende angemessene Ausfallhonorare erhielten.

Revaz denkt und spricht wie eine Politikerin und kann zuhören wie eine Musikerin. Es ist eine Fähigkeit, die ihr nicht nur den Ruf eines politischen Kommunikationstalents eingebracht hat, sondern auch eine, die sie bewusst pflegt. Politik sei im Grunde wie Kammermusik, sagt sie. Dass ihr dazu zuweilen die Mitspieler fehlen, bleibt das einzige Bedauern. Im Parlament ist sie derzeit die einzige Berufskünstlerin. «Ich bin ein bisschen allein», sagt sie. «Eine Kulturlobby würde helfen.»

Viele ihrer Kollegen seien der Kultur zwar zugeneigt, aber sie verstünden nicht deren finanzielle Realitäten. «Auch Thomas Aeschi (SVP) geht zum Beispiel gerne in die Oper. Aber die Prekarität sieht er nicht», sagt sie. Das liege auch daran, dass sich die Kulturbranche professionell darauf verstehe, Beschwernisse zu überspielen. «Wir verbergen den Schmerz, den Schweiss, die blutenden Finger. Wir sprechen nicht darüber, dass die Gage den Übeaufwand nicht ansatzweise deckt.»

Das schlage sich in einer sozialen Schieflage nieder, die sich exemplarisch im System der Sozialversicherungen zeige. Juristisch gelten Musikerinnen als selbstständig und stehen damit auf einer Stufe mit Juristen oder Ärztinnen. Nur passt der rechtliche Status nicht zur beruflichen Realität: Viele Kulturschaffende sind mit wechselnden Kurzzeitverträgen angestellt, reisen viel und verdienen vergleichsweise wenig – wodurch Lücken in der Vorsorge entstehen.

Deshalb fordert Revaz eine Gesetzesänderung, die es ermöglicht, kleine Beschäftigungsverhältnisse pauschal zu einer Gesamtbeschäftigung zusammenzufassen. Das Dossier wird derzeit im Ständerat geprüft. «Es geht nicht darum, ein Privileg zu erhalten, sondern denselben sozialen Schutz wie Menschen, die in anderen Branchen arbeiten», betont Revaz. Andere Länder sind in dieser Hinsicht schon einige Schritte weiter: In Frankreich gibt es staatliche Ausgleichszahlungen für temporäre Arbeitslosigkeit, Deutschland kennt das System einer Künstlersozialkasse.

Die Bedenken der Konservativen, dass man mit einer Verbesserung des Status quo jemandem einen unfairen Vorteil verschaffe, hält sie für vorgeschoben: 60 Prozent aller Kulturschaffenden verdienen gemäss neuesten Erhebungen weniger als 3300 Franken pro Monat. Vielmehr als über Bevorzugungen zu diskutieren, müsste man Alarm schlagen: «Die Resilienz der Kulturschaffenden ist am Ende. Auch wenn du deinen Beruf liebst, musst du essen», sagt Revaz.

Bei der Armee sparen, bei der Kultur aufstocken

Gerade auf Bundesebene wäre viel Luft nach oben, was Mittel für die Kultur betreffe. Doch wo sparen? Ist ja klar, sagt Revaz, ganz Sozialdemokratin. «Der Kultur fehlt das Geld, das die Armee bekommt.» Erschwerend komme hinzu, dass die Kulturförderung zu den 40 Prozent der nicht gebundenen Ausgaben des Bundeshaushalts zähle – zu jenem Teil des Budgets also, der dem Parlament und Bundesrat als Jongliermasse dient. Und der in einer angespannten Finanzlage am schnellsten weggespart werden kann.

Revaz plädiert dafür, die Kultur bei Abbaudebatten nicht mehr als «Anpassungsvariable» zu betrachten. Das Anliegen dürfte es schwer haben, zumal der Bundesrat 2024 festhielt, auf die Schaffung neuer Ausgabenbindungen verzichten zu wollen.

Andererseits: Viele Gründe sprechen dafür, Estelle Revaz nicht zu unterschätzen. Nicht als Politikerin und nicht als Cellistin. Wobei sich die Doppelagentin vielleicht sogar am wohlsten fühlt, wenn sie beides sein darf – und sich nicht erklären muss. Etwa dann, wenn sie mit der ehemaligen Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) im Duett spielt, die vor ihrer Politkarriere bis zum Konzertdiplom Klavier studierte.

Mindestens einmal pro Session treffen sich die beiden, manchmal holt sich Revaz bei ihr auch politischen Rat, meistens wird einfach musiziert. Diese Momente seien essenziell für ihr seelisches Gleichgewicht, sagt Revaz. Sommaruga wählt das Repertoire, Revaz soll vorher nicht üben. Und ganz ehrlich: Wann soll sie auch?

Auf ein Wort

Ortsnamen halten Hof

Im Althochdeutschen hatte das Wort *Hof* andere Formen als heute; statt «bei den Höfen» hiess es *bī den hofum, hofun*. So bekam die Gemeinde *Hofen*, die heute zu Thayngen SH gehört, ihren Namen. Die Schreibweise «Hofen» ist erstmals im Jahr 1258 bezeugt. Viel jünger ist *Höfen* bei Thun; erst 1604 ist der Name erstmals belegt, und er wird (quasi modern) mit Umlaut gesprochen. So viel als Einführung zur Frage, wieso in Schweizer Ortsnamen das Wort *Hof* normalerweise ohne Umlaut und mit zwei Silben vorkommt: Es ist eine alte, flektierte Mehrzahlform.

Viele dieser Namen verbergen sich hinter einer typischen Endung. Neben unzähligen Bildungen mit einem Personennamen und *-ingen* gibt es nämlich auch die Endung *-inghofen*. Entstanden ist sie, um die Zugehörigkeit von Höfen zu einem alemannischen Sippenanführer auszudrücken. Wenn so jemand zum Beispiel *Zollo* hiess, dann nannte man seine Angehörigen *Zollinge*, und die Höfe, welche von ihnen besiedelt wurden, fasste man mit der Fügung «bei den Höfen der Zollinge» zusammen, kurz *ze Zollinghofen*. Belegt ist 1257 als die älteste Schreibung *Zollinchoven* und dann schon 1279 *Zollikofen*. Das Wort *Hof* ist darin kaum mehr zu erkennen.

Solche Namen gibt es viele zwischen Bern und Solothurn: *Etzelkofen, Hessigkofen, Küttigkofen, Lüterkofen*, aber auch das Thurgauer *Bottighofen (Pottinchovum*, 830) gehört zu dieser Gruppe.

Die östliche Schweiz hat eine Parallele zum bernischen *Zollikofen*, nämlich die Siedlung am Zürichsee, welche erstmals 1145 als *Zollinchoven* belegt ist. Schon etwa 75 Jahre später erscheinen dann die Schreibungen *Zollinchon, Zollinkon*, was fast der heutigen Aussprache *Zolike* entspricht. Das ist kein Einzelfall; alle Namen auf *-inghofen* wurden in den Kantonen Luzern, Aargau, Zürich verkürzt zu *-ikon*, gesprochen *-ike*. Und wer im Nordostaargau auf *Wislikofen* stossen sollte, der muss wissen, dass man – entgegen der amtlichen Schreibung – dem Dorf mit der ehrwürdigen Propstei aus dem 12. Jahrhundert *Wislike* sagt.

Niklaus Bigler